

## Nach dem Krieg

### Das Kreuz von Uspenskaja

An irgend einem Sonnabend im Mai oder Juni 1993 treffen wir uns auf dem Flugplatz in Deutschland. Das war genau wie vor fast einem Jahr, als wir an unseren Frontabschnitt im Kaukasus bei Malgobek gereist waren. Damals ging es in vier Reisegruppen ab Frankfurt/Main. Diesmal fliegen fünf Gruppen ab Berlin-Tegel ins Frontgebiet des Winters 1941/42 und der Kesselschlacht bei Tscherkassy.

Alle 32 Teilnehmer sind gekommen, davon elf Frauen. Das Einchecken verläuft ohne Probleme. Schon nach zweieinhalb Stunden landen wir in Kiew/Ukraine. Hier steht Katja, die INTOURIST-Dolmetscherin. Sie war damals schon bei der vierten Gruppe der Kaukasusfahrer dabei. Dort hatte man sie „Katze“ genannt. Meine Gruppe hatte damals die Dolmetscherin Ita, das „kleine Wunder“. Nun wird uns Katja acht Tage begleiten. In den Städten wie Rostow, Stalingrad und so weiter, kommt dann zusätzlich die örtliche INTOURIST-Begleitung dazu.

Am andern Tag, bei wunderschönem Wetter, Stadtbesichtigung in Kiew. Wir sehen nur wenige Autos, denn die Ukrainer haben Probleme mit dem Betriebsstoff. Die Sophienkathedrale ist tausend Jahre alt. In dieser Morgensonne sieht sie aus, als wäre sie aus Meißener Porzellan. Wenig später fährt uns der Bus zu einer Anhöhe am Dnjepr-Ufer. Von hier aus können wir diesen gewaltigen Strom sehen. Der wurde 1941 mit viel Mühe auch hier überquert. Wir von der „Wiking“ haben das ja in Dnjeppropetrowsk mit dem Pontonsteg beschafft.

Dann verlassen wir mit dem INTOURIST-Bus Kiew und fahren in das Gebiet, in dem die große Kesselschlacht von Tscherkassy stattgefunden hatte. Nach zwei Stunden erreichen wir Korbun, dort haben die Sowjets ein großes militärisches Museum errichtet. Vor dem Gebäude ist eine Waffenschau mit Panzern und Geschützen. Und im Museum ist, hervorragend gemacht, der Kessel von Tscherkassy dargestellt: **Waffen, Karten, Fotos**, natürlich kommen wir als „Eindringlinge“ schlecht weg. Auf der großen Generalstabskarte allerdings, **die in Russisch gedruckt ist**, ist nicht nur der „Kessel“ abgebildet, sondern auch unser „Ausweg“ markiert.

Wir scheinen ihnen doch damals ganz schön das Konzept verdorben zu haben. Ein Reisetilnehmer, Fritz Hahl, damals Kompaniechef im Regiment „Westland“, hält einen kurzen Vortrag darüber, wie die

Situation gemeistert wurde.

Zwei Kilometer entfernt suchen wir dann ein Landgasthaus auf. Der Wirt, noch nicht vom Devisenhunger verdorben, serviert alles mit großer Sachkenntnis.

Das Umrechnen ist doch ziemlich schwierig. Deshalb sage ich dem Wirt, er solle einfach Sekt, Rot- und Weißwein und Bier auf den Tisch stellen, und ich werde nachher insgesamt abrechnen. Durch eine Umlage wird das Geld wieder hereingeholt. Als dann die Rechnung gemacht ist, also in D-Mark umgerechnet ist, da betragen die Getränkekosten für alle 32 Mann, ganze sieben Mark zwanzig. — Wir geben ihm das Dreifache. An diese ukrainische Gastfreundlichkeit werden wir zurückdenken.

Wir halten in Schanderowka, einem Ort, der große Erinnerungen wachruft. Und die Tscherkassy-Kämpfer sind aufgeregt; Gespräche: „Weißt Du noch, weißt Du noch?“ — Dann kommen wir nach Lysianska, Olschana, Koroditsche. Wir haben heute wunderschönes Wetter, nicht zu heiß, und die Fernsicht ist gut. Alles ganz anders, als im Februar 1944, als die Tscherkassy-Kämpfer hier in größter Gefahr waren. Auch dieser Nachmittag ist unvergeßlich.

Am Abend sind wir dann in Tscherkassy selbst, am Dnjepr. Wir wohnen in einem kleinen, gemütlichen Hotel. Das Abendessen ist gut. Danach gehen wir noch hinunter an das Ufer des Flußes. Es ist auffallend feinsandig, fast wie auf Sylt. Anderntags sind wir sehr, sehr früh aufgestanden. — Das Hotel gab uns einen großen Karton Frühstück mit. Und während der INTOURIST-Bus in Richtung Flugplatz Kiew unterwegs war, haben auch ehemalige „Reichs-Rottenführer“ Brot geschnitten, Katja, jetzt auch unser „kleines Wunder“ hat die Brote bestrichen und mit grüner Gurke belegt. Ich habe auf einen Atlas ein frisches Taschentuch getan und immer drei, vier Brotscheiben serviert — wie im Flugzeug die Stewardessen. Dazu gab's hartgekochte Eier. Dieses Frühstück im fahrenden Bus wird uns auch im Gedächtnis bleiben.

Gegen neun Uhr morgens sind wir dann auf dem Flugplatz in Kiew. Hier erreicht uns nun eine Nachricht, die keinen mehr erschüttert; denn wir haben uns ganz auf russische Verhältnisse eingestellt. Wir fliegen also nicht nach Rostow, sondern zunächst nur bis Stalino, wie es früher hieß; jetzt heißt es Donesk. — Und das ist sogar gut, denn Stalino liegt viel näher an

Amwrosiewka/Uspenskaja als Rostow. Dann eineinhalb Stunden Flug — und der ist bemerkenswert: Als würde der Pilot unsere „Vergangenheit“ kennen und unsere damaligen Kämpfe am Dnjepr, fliegt er unmittelbar über Dnjeppropetrowsk, und wir sehen dort die altbekannte Brücke. Alle hängen wir an den Fenstern: Weißt Du noch, weißt Du noch?

Dann landen wir in Stalino, einer Bergarbeiterstadt. Das Hotel ist „mittelprächtigt“. Nach dem Mittagessen sind einige von uns schon so auf Amwrosiewka fixiert, daß sie sich am liebsten eine Taxe gemietet hätten. Ich rate davon ab, es ist zu weit. Wir machen noch mit der ganzen Gruppe eine Stadtrundfahrt und bummeln auch durch Kaufhäuser. Am Abend nehmen wir dann einige Flaschen Krimsekt zur Brust. Die Flasche kostet hier fünf Mark; in Deutschland braucht man oft soviel für eine Portion Kaffee. Morgen ist der entscheidende Tag: Wir werden zu unseren Quartiersleuten nach Uspenskaja kommen.

Dann ist der große Tag angebrochen. Zunächst halten wir in Amwrosiewka, und als erste steigen die Video- und Fototeleute aus. Es wird gefilmt und geknipst, was das Zeug hergibt. Aber ach, Amwrosiewka! Das sieht ganz anders aus. In fünfzig Jahren hat sich doch vieles verändert, zum Vorteil zweifellos. — Und weiter geht die Fahrt nach Uspenskaja. Es liegt hart an der ukrainisch/russischen Grenze. Und als wir herankommen, werden wir gestoppt: Da steht der Direktor der Kolchose. Er erwartet uns schon: Handschlag! Wir freuen uns; denn er hat sich so aktiv für uns eingesetzt. Dann Einfahrt in den Ort. Zunächst eine lange Dorfstraße. Dann ist da ein Gemeinschaftshaus mit einer kleinen Holzveranda davor. Hier nehmen wir Aufstellung und bilden einen Halbkreis. Der Direktor Denissow läßt die Quartiersleute und die andere Bevölkerung von Uspenskaja ebenfalls einen Halbkreis bilden. Er begrüßt uns mit herzlichen Worten. Katja übersetzt alles: „Liebe deutsche Veteranen! Wir haben Euch schon erwartet. Wir haben uns auf Euren Besuch vorbereitet. Es ist schön, daß Ihr nach fünfzig Jahren wieder in Uspenskaja seid.“ — Wir klatschen Beifall, der wirklich vom Herzen kommt, dann antworte ich: „Wir waren schon einmal in Eurem Dorf. Damals waren wir achtzehn/neunzehn Jahre alt. Und wir haben mit aller Leidenschaft und der Kraft der Jugend gekämpft. Aber auch Eure Soldaten, Eure

jetzigen Großväter, haben ebenfalls für Ihr Vaterland gekämpft. Es war ein großes Drama, es war ein Wahnsinn. Aber der geht schon durch die letzten hundert Jahre. Niemals konnten Deutschland und Rußland in eine echte Verbindung kommen. Immer waren da irgendwelche Kräfte, die das nicht wollten. Aber jetzt gibt es die Möglichkeiten es zu tun. — Wir kommen aus dem größten Industrieland Europas, dem volkreichsten Land Europas. Wenn wir jetzt unsere Chance ergreifen, dann kann endlich aus dem bisherigen Gegeneinander eine gemeinsame gute Zukunft entstehen.“

Dann werden die Koffer ausgeladen. Eigenartigerweise haben die Quartiersleute kleine Wagen und Autos ? mitgebracht. Aber keiner braucht den Koffer durch's Dorf zu schleppen. Ab geht es in die Quartiere. — Nach zwei Stunden treffen wir uns wieder. Meine Kameraden und die Frauen, die mitgefahren sind, sind über den freundlichen Empfang der Gastgeber sehr erstaunt.

Nun fahren wir mit dem Bus eineinhalb Kilometer ins flache Land und halten auf einer kleinen Anhöhe. Dort war bis 1943 der Ehrenhain der „Wiking“. Er ist jetzt mitten im Ackerland. Aber Direktor Denisow hat — wie er es versprochen hatte — dieses Stück in der Größe von zwei Hektar nicht wieder umackern lassen. (siehe auch „DF“ 2/93, Seiten 12—15).

In der Mitte des Geländes hat er auf unseren Wunsch hin ein Betonfundament setzen lassen mit einer Aussparung für unser Mahnmal. Kurt Fürst, der Stifter des Kreuzes, setzt seine vier Teile zusammen, und wir stellen das Kreuz auf. Es ist drei Meter sechzig hoch und sehr stabil gebaut. Direktor Denisow wird noch dafür sorgen, daß frischer Beton zur Befestigung in das Fundament gegossen wird.



Dann heißt's wieder aufsitzen! — Aufsitzen zu einer Spurensuche zu den Bunkern, in denen wir damals im harten Winter am Mius lagen: Alexandrowka, Alexejewka, Rußkoje, Berestowo, Gustavfeld, Marienfeld und Marienhain (diese drei deutschen Dörfer sind eingeebnet worden). Und dann stehen wir oben auf dem Hang, auf dem unsere Bunker „Allkasar“ und „Feldnest“ waren. Wir sehen den Mius, unten vor uns das damals von den Sowjets besetzte Rußkoje. Dort drüben lag das Regiment „Germania“, da „Nordland“, dort „Westland“ — und da der Artillerie-Beobachter.

Zwanzig Uhr, unser Festabend mit der Dorfbevölkerung beginnt. Und wie kann ein russischer Festabend beginnen? — Natürlich mit einem kräftigen Schluck Wodka! Und davor kommt natürlich die Begrüßungsrede. Denisow spricht gut und vernünftig. Die Gläser müssen ausgetrunken werden. Nach zehn Minuten kriege ich mehr oder weniger deutlich den Hinweis, auch eine Ansprache zu halten: „Liebe Dorfgemeinschaft von Uspenskaja! Wir sind glücklich, diesen Abend mit Euch erleben zu können, und wir wollen jetzt nicht mehr vom Krieg und dem Vergangenen sprechen. Wir wollen Euch einmal an Stelle einer Ansprache ein Lied singen, ein Lied, in dem nicht geschossen, und in dem nicht vom Krieg gesprochen wird. In diesem Lied wird beschrieben, wie ein junger Mann sein Mädchen am Sonntagabend nach Hause bringt, und wie sie mit ihm sehr glücklich ist.“ Und dann singen wir — aber nicht mit den Stimmen von Fünfundsiebzighjährigen, sondern wie aus Kehlen von Achtzehnjährigen — das schöne Lied: „Gestern war Sonntag gewesen, ei, da war sie wieder da ...“

Nach dem obligaten Borschtsch kommt Hammelbraten mit Kartoffeln und Leipziger Allerlei. Denisow hat plötzlich sein Schifferklavier umgehängt, und einige der Dorfbewohner singen mit ihm die bekannten Lieder „Kalinka“ und „Katjuscha“. Wir singen, soweit das möglich ist, kräftig mit. — Dem Direktor war von uns eine Polaroid-Kamera mit Filmen für vierzig Bilder als Gastgeschenk übergeben worden. Er ist wie ein kleines Kind immer mit dem Apparat unterwegs, fotografiert alle, ist nicht mehr zu bremsen. Seine Frau, sehr gepflegt, hübsch, ist inzwischen auch eingetroffen. Es ist ein harmonischer Veteranen-Abend mit der Bevölkerung von Uspenskaja.

Abfahrttag! Vor dem Bus werden noch Aufnahmen gemacht. Wir, zusammen mit unseren Gastgeberfamilien. Und dann fährt der Bus wieder eineinhalb Kilometer zum Ehrenhain der „Wiking“. Unser Kreuz steht nach Osten gerichtet, und wir, die letzten der Erlebnisgeneration, sind

nach 50 Jahren zu unseren toten Kameraden zurückgekehrt, in das kleine, gottverlassene Steppendorf am Mius, wo wir im ersten russischen Winter 1941 sechs Monate lang die Front hielten.



„... Wieso 1941 schon eine europäische Panzerdivision?“ werde ich gefragt. „... soweit ist doch Europa heute nach 50 Jahren noch nicht, daran bastelt man doch jetzt, 1993, noch herum? Und da werde ich plötzlich ganz stolz, „Wikingergewesen zu sein:“

„Damals, 1941 bis 1945 kämpften Seite an Seite Finnen, Norweger, Dänen, Flamen, Wallonen, Niederländer und Schweden mit uns gegen den Bolschewismus, deshalb „Erste Europäische Panzerdivision!“

Karl Adolf Rieck von der Divisions-Kameradschaft hält eine ergreifende Ansprache. Fritz Hahl bläst auf seiner Trompete: „Ich hatt' einen Kameraden ...“ Wir singen alle drei Strophen; und danach unser Treue-Lied! Möge dieses Kreuz noch lange hier stehen bleiben. Eines Tages wird vielleicht — der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge auch unsere Gedenkstätte übernehmen. Aber es kam uns „Wikingern“ jetzt erst einmal darauf an, nicht zu warten, sondern diese Ehrung unserer Gefallenen in die eigenen Hände zu nehmen. — Und das ist gelungen.

Der Bus steht abfahrtbereit, unser neuer Duzfreund, der Direktor der Kolchose Uspenskaja, Alexander Denisow, steht draußen und winkt uns zu. Wie wir gerade anfahren, stoppt plötzlich ein Norweger, einer von den Freiwilligen aus dem Jahre 1941/42 den Bus. Er springt raus und drückt dem Direktor etwas in die Hand: „... Alexander, setz Deine Jungs ein, pflanz eine schöne Holunder-Hecke um unseren „Wiking“-Ehrenhain, hier sind 500 \$ zum Anfang!“

Zweieinhalb Stunden später sind wir in Rostow. Wir sind erstaunt über das Stadtbild. Eine Million Einwohner. Die Straßenpassanten sind sehr gut, fast modisch, angezogen. Die Straßen sind sauber. Viele Autos. Dann stehen wir vor dem vierzehnstöckigen INTOURIST-Hotel. Mittagessen wie üblich vier Gänge. Und wäh-

rend wir unser Eis löffeln — das übrigens in Rußland hervorragend ist — kommt Katja mit einer neuen Meldung: Der Flug nach Stalingrad, der ja noch an diesem Tag stattfinden sollte, kann nur mit sechs- und zwanzig Teilnehmern durchgeführt werden. Die übrigbleibenden Sechs werden hier in Rostow übernachten und kommen morgen um zehn Uhr nach Stalingrad hinterher. Es melden sich überraschenderweise sehr viele, die in Rostow bleiben wollen. Als Reiseleiter entschieße ich mich dann, mit fünf anderen Kameraden zu bleiben. Katja fliegt mit der großen Gruppe noch heute nach Stalingrad — oder, wie es jetzt heißt, nach Wolgograd.

An diesem Abend habe ich diesen Bericht im vierzehnten Stock am Fenster bei einer Flasche Krimsekt begonnen. Am anderen Tag fliegen wir dann auch nach Stalingrad. Unser Hotel liegt im Zentrum der Stadt, direkt neben dem Kaufhaus, in dem General Paulus sein Hauptquartier hatte und von dem aus er dann die Kapitulation anbot. Vor dem Hotel tummeln sich Jugendliche, die uns russische Orden und Stahlhelme, die sie irgendwo ausgegraben haben mögen, verkaufen wollen.

Nach dem Essen findet dann die große Besichtigung statt. Natürlich geht es zuerst zum Mamai-Hügel. Eine siebenundachtzig Meter hohe „Mutter Rußland“ ist dort aufgestellt worden. Alles in bombastischer Größe. In der Ehrenhalle sind die



Namen der Toten benannt. Eigenartigerweise hören wir hier eine deutsche Melodie; die „Träumerei“ von Schumann. Dann gehen wir an in Stein gehauenen Reliefbildern vorbei. Natürlich ist alles auf Sieg und die große sozialistische Sowjet-Union abgestellt. An einer Wand sehen wir eingemeißelt deutsche Offiziere und Soldaten, die den Kopf gesenkt haben. Darunter ist ein Text. Und einer von uns bittet Katja, die Schrift zu lesen. Sie tut es offensichtlich nicht gerne; aber sie wird wieder aufgefordert, und dann übersetzt sie: Die Faschisten wollten die Wolga sehen. Nun, wir haben ihnen die Gelegenheit gegeben. — Danach folgt der Besuch des Panorama-Hauses. Hier ist ein Schaubild entstanden, das die einzelnen Gefechtsphasen im Kampfraum Stalingrad in natürlicher Größe wiedergibt. Dabei fließt der Hintergrund mit dem Vordergrund so geschickt zusammen, daß man den Eindruck hat, die Schlacht in voller Realität mitzuerleben. Katja erklärt uns jede Gefechtsphase, und mir geht es kalt den Rücken runter, wenn ich daran denke, daß wir mit unserer „Wiking“ um Haarsbreite auch hier mit untergegangen wären.

Nächster Tag in Stalingrad. Wir fahren aus der Stadt heraus zu einem deutschen Soldatenfriedhof. Unterwegs halten wir an und kaufen einen großen Strauß Rosen, binden den „Wiking“-Ärmelstreifen darum. Dann stehen wir vor dem „offiziellen“ deutschen Soldatenfriedhof. Er ist einer von vielen. Eigentlich ist ganz Stalingrad ein einziger Friedhof. In allen Gärten und in den Baugruben stößt man auf Reste deutscher und russischer Ausrüstungen. Auf dem Friedhof sind einige Angestellte des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge beschäftigt. An dem schlichten Birkenkreuz legen wir unseren Rosenstrauß nieder.

INTOURIST ist auch ideenreich. Was macht man mit einem Nachmittag in Stalingrad? — Es wird ein Schiff gemietet. Vier Stunden sind wir dann auf der Wolga, und als Überraschung sind auf dem Schiff zwanzig Musiker vom Akademischen Kammerorchester. Während wir auf dem Strom fahren und von dort aus Stalingrad sehen, spielt dieses Orchester klassische Musik aus allen europäischen Ländern. Das geht ans Herz, und wir bedanken uns sehr: „Musik ist besser als Schießen!“ — Der „Blaue Hut“ geht rum, und wenn ich richtig mitgezählt habe, sind da vier- bis fünfhundert Mark drin für die Musiker. Als ich ihnen sage, daß an den nächsten vier Freitagen immer wieder Veteranen der „Wiking“ kommen würden, vermochten sie das kaum zu fassen und sind hocheifrig.

Am Abend geht es dann in einem zweistündigen Flug nach Moskau. Im Hotel

„Kosmos“ verbringen wir die letzte Nacht. Wir sind allerdings ziemlich spät angekommen, und der Abschiedsabend, den ich mir so schön ausgemalt und den ich auch vorbereitet hatte, fällt damit ins Wasser; denn, es ist schon Mitternacht vorbei.

Am anderen Morgen noch kurze Stadtrundfahrt durch Moskau: Roter Platz, Universität, Sportpalast, Jungfrauenkloster. Also alles, was man eben in zwei Stunden in Moskau sehen kann. Die Stadt macht einen ordentlichen, sauberen Eindruck. Ich hatte mir das alles — durch die Fernsehsendungen bedingt — viel chaotischer vorgestellt.

Dann sind wir in Tegel. Es war ein guter Flug. Nun stehen wir am „Roundabout“ und warten auf unsere Koffer. Alle sind ein wenig bedrückt und traurig. Denn nach solchen acht Tagen, nach solcher Spurensuche in der Zeit unseres Einsatzes in Rußland, die ja auch ein Teil unserer Jugendzeit war, ist das sicher verständlich. Nach so einer Woche kann man nicht so ohne Weiteres voneinander Abschied nehmen. Und viele von meinen Kameraden fordern mich auf: „Ehrhard, im Mai 1994, da fahren wir wieder zu unserem Kreuz da draußen in der Steppe.“



Da fahren wir wieder zu unseren Bauern nach Uspenskaja. Und vielleicht kannst Du das so organisieren, daß wir im Anschluß daran zu den Zarenschlössern auf die Krim fahren.“

Auf jeden Fall halten wir den Mai 1994 für eine weitere Veteranen-Reise der ehemaligen „Wiking“ offen.

Ehrhard Schmidt

**Alle Anmeldungen sind zu richten an:  
Ehrhard Schmidt, Postfach 710549,  
28765 Bremen**